

Hubert Giger
Die Hexe von Dentervals

verlag die brotsuppe





Hubert Giger

Die Hexe von Dentervals

Historischer Roman

übersetzt von Jano Felice Pajarola

verlag die brotsuppe

Originaltitel: La stria da Dentervals
© Chasa Editura Rumantscha, 2011, Chur
www.chasaeditura.ch



REIHE

Literatur aus der Schweiz
in Übersetzung

Dieses Buch erscheint mit Unterstützung der
ch Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit dank
der Beteiligung aller 26 Kantone. Die Übersetzung
wurde von Pro Helvetia subventioniert.

prohelvetia

Wir danken Gabriela Holderegger Pajarola für ihre Hilfe bei der
Übersetzung.

www.diebrotsuppe.ch

ISBN: 978-3-905689-48-8

Alle Rechte vorbehalten

© 2014, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Umschlag, Bild, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel
Herstellung: www.cpibooks.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Personen und ihre Funktionen 1673 bis 1675

Clau Maissen

Ehemaliger Landammann der Cadi, ehemaliger Landrichter des Grauen Bundes, ehemaliger Landeshauptmann im Veltlin

Mattias Sgier

Clau Maissens Freund, Domdekan und Abgesandter des Bischofs von Chur

OBRIGKEIT

Gion Fontana Landammann 1673

Ludivic de Latour Landammann 1674

Caspar de Latour Ludivics Sohn, Landschreiber 1673, Landammann 1675

Adalbert II. de Medell

Abt des Benediktinerklosters Disentis

Adalbert de Funs Prior des Klosters

Carli de Curtins Benediktinerpater

Benedetg Fontana Weibel

Gion Durgiai Säckelmeister 1673

Gieri Tschuppina Säckelmeister 1674 und 1675

Rumetg de Castelberg Statthalter

Francestg de Cajacum Kirchenvogt

Gion Berther Landschreiber 1674 und 1675

Teias de Castelberg Vorsteher der Knabenschaft

Barclamiu de Balliel Bannerherr

DENTERVALS

Onna Pintga

Anna Maissen Onnas Enkelin

Rest de Caprau

Stina de Caprau Rests Frau

Barla, Carla, Clau, Giachen, Gion, Gion-Luregn,

Stiafen Rests und Stinas Kinder

Camiu Culeischen

Casep dil Geli Rempli

Barla dil Geli Rempli Caseps Schwester

Vintschegn de Ventschidas

Tresa Mariturtè Vintschegns Frau

Celestina, Gada, Martin Antoni, Mattiu

Vintschegns und Tresas Kinder

Celestina dil genau Mattiu

Tresas Schwester, Onnas Freundin

Gelgia dil genau Mattiu Tresas Schwester

Fidel dil Glieci Tieni Onnas Nachbar

Mengia Glieci Tieni Fidels Frau

Barla-Maria Fidels und Mengias Tochter

Mariantonia dalla Castgina

Giachen Pipa

SUMPALAS

Martin de Mulin Onnas Neffe

Urschla Martins Frau

Carli, Curdin, Glienard, Luis, Maria, Nesa, Paula

Martins und Urschlas Kinder

Pieder Antoni Sep Mareia Onnas Neffe

Bricla Bistgaun Onnas Schwägerin

Luregn dil Balzer Bistgaun

Cristgina Balzer Bistgaun

Burga Baltasar

Gada Gudegn

DISENTIS

Gion Paul Jagmet

Flurin Gion Pauls Sohn, Annas Freund («Flutget»)

Giuli dil Giachen de Ragisch

Giulia dil Giusep Durgiai Giulis Freundin

Culastia de Capaul

Mariulscha Giachen de Sax »la zoppa«

Anton digl Antimus Messmer

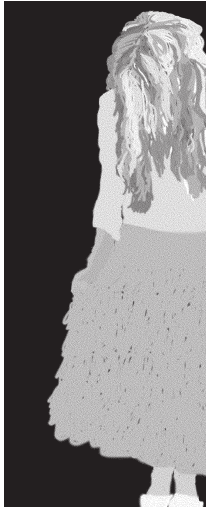
WEITERE

Clau Caplazi aus Dadens Prada

Maria Zipert aus Schlans



I





In einer Vollmondnacht
sei er gekommen
der schwarze Mann
zu Pferd
die Eisen schrillten und schlugen Funken
auf dem Pflaster vor dem Rathaus
auf einen Pfiff hin
schlich die Katze in den Keller
und öffnete die Tür
und der schwarze Mann
befreite die Hexe
und dann sei er mit ihr verschwunden
zu Pferd

Nebel im Tal. Wie eine graue Brühe haben sich Schwaden über Felsen und Hügel gelegt, sich in den Wald gedrängt, Fichten, Lärchen, Birken und Erlen umschlungen. Oben in den Bergen hat es leicht geschneit. Es nieselt. Äste glitzern. Tannenzweige tropfen. Der Boden weicht auf. Wasser sammelt sich in Pfützen und Lachen.

Es ist kalt, trüb und nass.

Hirsche äsen am Waldrand, das Fell zerzaust. Etwas unterhalb des Waldes, auf einer Ebene, ein Dorf. Häuser, Ställe, eine Kirche, ein Friedhof, ein Beinhaus. Die Turmuhr schlägt, die Abendglocke läutet. Ihr Klang spaltet den Nebel.

Eine Elster lässt sich auf der Mauer der Kirche nieder. Schlägt mit den Flügeln.

Hinter der Ecke der Kirchenmauer taucht eine Kapuze auf. Verschwindet. Taucht wieder auf. Eine Gestalt mit schwarzer Kopfbedeckung, schwarzem Mantel, Stiefeln. Einen Sack auf dem Rücken. Das Schreckgespenst, der Baubuzi, nähert sich dem Friedhof. Ganz langsam. Schaut sich um, einmal, zweimal.

Vor einem Grab bückt er sich. Legt seinen Sack auf den Boden. Öffnet ihn und holt eine Hacke heraus. Beginnt zu

graben, eilig. Schaut sich um. Holt Knochen aus dem Loch. Stück für Stück. Säubert sie. Steckt die Knochen in den Sack. Gräbt weiter. Steckt wieder Knochen in den Sack. Wischt die Erde von der Hacke. Packt die Hacke in den Sack.

Die Elster kräht.

Die Hirsche heben ihre Köpfe. Verschwinden mit grossen Sprüngen im Wald.

Aus der Dunkelheit bricht – wie der Knall einer Kanone – der Donner hervor, und kurz darauf erhellt wieder ein Blitz die Landschaft. Das Licht blendet. Die Gestalt im schwarzen Mantel erhebt sich zitternd: Öffnet sich die Kirchentür? Steht da ein Kind in Weiss?

Der Baubuzi erstarrt, einen Augenblick nur. Dann packt er eilig seinen Sack und rennt wie von Sinnen davon.

Die Elster schlägt mit den Flügeln.

★★★

Sie reibt sich die Hände, haucht in die Fäuste. Die Bise dringt ihr unter den Rock, die Kälte beisst in ihre Waden, Schenkel und Hüften. Sie fegt jetzt schneller. Hin und her vor dem Haus, dann nochmal die Treppe von zuoberst bis zuunterst. Eine Stufe nach der anderen. Hin und her. Fegt, als wolle sie den Nebel verscheuchen, der überall klebt.

Was will diese schwarze Katze mitten auf der Gasse? Bleibt stehen, macht den Buckel und bleckt die Zähne?

Sie hört auf zu fegen und nähert sich dem Tier. Ganz langsam, den Besen in der Hand. Die Leute im Dorf nennen sie »la zoppa«, die Hinkende. Weil sie ein bisschen humpelt. Als junges Mädchen ist sie mit einem Bein zwischen Baumstämmen geraten, als sie ihrem Vater helfen wollte. Zuerst fürchteten

die Eltern, sie werde das Bein verlieren, müsse es amputieren lassen und herumlaufen wie Luregn dil Balzer Bistgaun, der mit nur einem Bein aus Frankreich zurückgekehrt war. Der am Stock ging, ein Holzbein hatte und gern mal die Geissen prügelte. Weil die zu nichts nütze seien und kaum mehr Milch gäben. Nur ab und zu, wenn er mit dem Stock ausholte, stürzte er, und dann hatte er Mühe, wieder auf die Beine zu kommen.

Sie hörte gern zu, wenn Luregn vom Krieg erzählte. Davon, wie er die Feinde kurz und klein geschlagen, ihnen mit der Hellebarde eins über den Kopf gezogen, dem Spanier das Schwert zwischen die Rippen gestossen oder ihm, wenn es nötig gewesen war, seine Fäuste in die Fratze gehauen hatte. Zum Teufel, damals war er ein Berg von einem Mann gewesen, mit Bärenkräften, und zäh wie die Gämsen am Péz Tgietschen.

Sie musste das Bein nicht amputieren lassen. Aber seit dem Unglück schmerzt es. Am schlimmsten ist es, wenn das Wetter wechselt. Dann fühlt es sich an, als wäre es eingeschlafen.

Die Hinkende packt ihren Besen jetzt fester – für den Fall, dass die Katze die Frechheit besäße, sie zu attackieren. Man kann nie wissen. Wäre nicht das erste Mal, dass eines dieser wilden Viecher sie anspringt und zerkratzt. Wie damals in der Frühe, es tagte gerade, als sie in den Schweinestall ging, um die Muttersau mit Blakten zu füttern. Als sie die Tür öffnete, sprang ihr eine Katze auf die Schulter. Fauchte entsetzlich, zerkratzte ihr die Wange und verschwand.

Aber diese Katze hier schenkt ihr gar keine Beachtung. Sie muss etwas ganz anderes entdeckt haben. Sie steht noch immer da wie verhext, bucklig, das Fell gestäubt.

Und jetzt sieht es auch die Hinkende. Ein Baubuzi kommt die Gasse hoch. Ganz in Schwarz!

Sie erschrickt zu Tode. Lässt den Besen fallen. Will fliehen. Will schreien. Wie damals, als ihr Bein zwischen die Stämme geriet. Aber ihre Kehle ist staubtrocken, sie bringt nicht viel

mehr als ein Röcheln heraus. Die Hinkende steht da wie vom Blitz getroffen. Angewurzelt. Erstarrt im Nebel.

Die Katze ist in den Schweinestall verschwunden.

Wo ist der schwarze Mann?

Sie weiss nicht, wie sie ins Haus gekommen ist. Sie weiss nur, dass sie sich aufs Stroh gelegt hat, neben der Herdstelle. Eingeschlafen ist. Schrecklich geträumt hat.

Seither sagen die Leute, »la zoppa« rede wirres Zeug. Erzähle ständig etwas von einer Katze und einem Baubuzi. Der durch die Gassen gelaufen sei, auf dem Kopf eine Kapuze. In den Schweinestall sei er verschwunden, und herausgesprungen sei eine schwarze Katze.

★★★

Zwei Armvoll Heu hat Gion Paul Jagmet eben in die Futterkrippe gelegt. Zwei Armvoll – wenig ist das, aber der Sommer war trocken. Furtrocken, sagt er. Fast den ganzen Sommer über kaum ein Tropfen Regen. Das Gras aufrecht verdorrt. Verbrannte Wiesen. Braunrot. Ein paar Magerwiesen konnte er noch mähen, zum Glück, und eine kleine Bürde Wildheu einholen. Genug war das nicht – aber besser als nichts. Der Herbst war weniger schlimm, ja, ein bisschen Emd gab der zweite Schnitt her. Und damit seine Tiere nicht Hunger leiden mussten, holte er zuletzt noch ein paar Tücher voll vom dritten Schnitt ein. Zusammengekratzt auf schlechten, steinigen Wiesen. Trotzdem – es fehlt an Heu wie noch nie, er muss sparen, jeden Armvoll abzählen. Nicht ohne Folgen: Sein Vieh ist brandmager.

Und heute wieder dasselbe wie in den vergangenen Tagen. Seine Rinder, zwei Kühe und zwei Jungtiere, haben nicht die geringste Lust, ihr Futter zu fressen. Die eine kaut auf dem Heu herum, als überlege sie, alles wieder auszuspucken; eine andere legt sich hin und schläft. Und die Alte, die starrt ihn an, als hätte er Hörner auf dem Kopf. Langt das Futter kaum

an. Sie, die sonst so gut wie alles frisst, was in die Krippe kommt. Irgendwie verständlich, dass sie den Kopf abwendet, denn das, was er ihr vorgesetzt hat, verfüttert er sonst nicht mal an die Schafe. Dabei sind die längst nicht so wählerisch wie die Kühe und Geissen.

Basta. Er hat alles versucht, sie gestriegelt, gestreichelt, ihnen gut zugeredet, immer wieder. Hat viel Zeit im Stall verbracht. Nichts zu machen. Sie wollen einfach nicht. Schauen ihn gequält an, brüllen manchmal, ein langgezogenes Muhen, das durch Mark und Bein geht.

Gion Paul wirft einen letzten Blick in den Stall, setzt den Hut auf, nimmt Laterne und Stock und macht sich auf den Weg nach Hause. Ein Wetter zum Davonlaufen. Der Nebel so dick, dass man kaum die eigene Hand vor den Augen sieht. Kalt und widerlich! Ein heftiger, beissender Wind kommt auf. Irgendwo ruft ein Waldkäuzchen. Gion Paul ist müde wie ein Hund. Das Schlimmste ist, dass seine Hüfte wieder schmerzt. Die Milchtause drückt so schwer wie nie zuvor auf den Rücken, dabei ist sie nur halb voll. Der Weg scheint ihm doppelt so lang wie sonst. Der Boden ist durchnässt, rutschig. Er rammt seinen Stock in den Pfad, der nach Disentis führt.

Kurz vor dem Dorf – er kann im Nebel undeutlich die ersten Häuser erkennen – macht er eine Pause, zündet mit einem Span seine Pfeife an, stützt sich auf den Stecken. In einem Haus sieht er das Licht einer Kerze, jenes Licht, das er nach Feierabend genießt, nach langen, strengen Arbeitstagen. Er zieht an der Pfeife, spürt, wie der Rauch in seinen Mund strömt.

In einer Gasse bleibt er stehen, er meint Schritte gehört zu haben. Er schiebt den Hut aus der Stirn, hebt die Laterne höher, lauscht einen Moment, dann geht er weiter. Er biegt um eine Hausecke – und in diesem Augenblick stösst er beinahe mit einer anderen Gestalt zusammen, einer Gestalt mit schwarzem Mantel und Kapuze auf dem Kopf. Das ist das Letzte, was er noch sieht, bevor seine Laterne zu Boden fällt. Der unerwartete Zusammenstoss lässt den anderen strau-

cheln, stürzen. Gion Paul hört ihn keuchen und stöhnen, er meint eine Männerstimme auszumachen, ein Wort wie »miseria«, Unglück ...

Bevor er reagieren kann, ist der schwarze Mann aufgestanden und verschwunden.

Der Bauer zittert. Wer war das bloss? Er hat in seinem Leben vieles gesehen. Hat sich auch schon mehr als einmal gefürchtet. Als Kind musste er abends, mochte es auch noch so dunkel sein, mit dem Vater das Vieh füttern gehen; musste, während im Moor die Frösche quakten, die Kühe zum Brunnen treiben; musste mit seinem Vater durch finstere Wälder laufen, wo sich in Vollmondnächten die Tannen in Baubuzis verwandelten. Musste auf dem Maiensäss übernachten, im Frühling, oder wenn es nachts donnerte und blitzte. Oder wenn die Hirsche röhren, die Wölfe heulten, die Füchse bellten, die Häher schrien.

Und wenn er erst an all die Geschichten denkt, die sein Vater und sein Grossvater erzählt haben! Von Nachtgespenstern, teuflischen Geistern, wie sie sagten, von verschwundenen Männern und Kindern, von Männern, die aus unerklärlichen Gründen starben. Von Männern, die vom Alb geplagt wurden und wirres Zeug redeten, nachdem sie Frühling und Herbst auf dem Maiensäss verbracht hatten. Einer sei über die Felsen hinabgestürzt, weil er glaubte, er werde verfolgt, auch an diese Geschichte erinnert er sich. Und von einem anderen wurde erzählt, er habe einen Freund mit dem Beil erschlagen, weil er dachte, der Teufel stehe vor ihm. Sein Grossvater wusste von Geistern zu berichten, die sich nachts unter der Birke bei der Kapelle Sontga Gada versammelten, verlorene Seelen, die keine Ruhe fanden. Und er erzählte von den Geistern aus der Burg Pultengia, die in der Nacht tanzen kamen und alle erwürgten, die ihnen um diese Zeit noch über den Weg liefen.

Die Predigten der Pfarrer und Klosterpatres kommen ihm in den Sinn. Die Gläubigen sollten aufpassen, sich nicht ver-

führen lassen, sie sollten beten, um die Dämonen zu bannen. Die Nacht sei gefährlich und den Menschen nicht wohlgesinnt. Eine Buhle des Teufels sei sie, sagen die Kapuziner. In der Dunkelheit würden sich all jene herumtreiben, die das Tageslicht meiden müssten. Die anderen Schaden zufügten. Die anderen übelwollten. Die die Seele verführten.

Gion Paul ist beunruhigt. Mag er auch nicht an Geister glauben: Die Begegnung gibt ihm zu denken. Ein Mann mit Kapuze, was bedeutet das? Wer läuft mit einer Kapuze herum? Wer den Kopf unter einer Kapuze versteckt, hat etwas zu verbergen. Das ist klar. Muss ein Gauner sein, ein Missetäter.

Ausser, er wäre vielleicht ein Pilger? Die Männer, die mitunter über den Lukmanierpass kommen, um das Kloster Disentis zu besuchen, tragen auch Kapuzen. Aber die fliehen nicht vor den Leuten!

Er sucht nach Pfeife und Laterne. Als er sich bückt, um seine Lampe vom Boden aufzuheben, entdeckt er einen Sack. Warum in aller Welt hatte es der andere so eilig, und warum nur hat er sein Bündel zurückgelassen?

Er betrachtet den Sack, öffnet ihn und schaut hinein, schaut, schaut nochmals. Es sind Knochen darin! Knochen eines kleinen Tieres, eines Lamms, eines Zickleins, oder ist es vielleicht Wild? Woher kommen diese Knochen, und weshalb sind sie in diesem Sack?

Was soll er tun? Den Sack mitnehmen? Oder ihn hier liegen lassen und einfach seiner Wege gehen? Jemanden aus der Nachbarschaft rufen? Der Mann mit der Kapuze ist verschwunden. Am besten ist es wohl, den Sack dort zu lassen, wo er ist, und nach Hause zu gehen. Wenn es sein muss, kann er den Vorfall später immer noch der Obrigkeit melden. Er steckt die Pfeife, die er ebenfalls gefunden hat, in die Innentasche seines Kittels und geht langsam heimwärts.

Aus der Ferne hört er eine Elster krähen.

Er friert.



Ein Mann mit einem weissen Pferd kommt aus dem Wald von Vergera. In der einen Hand hält er die Zügel, in der anderen einen mit Adlerfedern geschmückten Hut. Er trägt einen schwarzen, staubigen Mantel, braune Hosen, Stiefel. Schwarze, verschwitzte Haare, schulterlang, einen Schnauz, einen Ring am kleinen Finger der rechten Hand.

Er legt einen Halt ein, sattelt das Pferd ab und setzt sich auf einen Stein. Der Frühling naht. Das Tauwetter hat bereits etwas Schnee zum Verschwinden gebracht. Da und dort brechen die ersten Blumen aus der Erde hervor – Krokusse.

Clau Maissen, einstiger Landrichter des Grauen Bundes, holt eine Trinkflasche aus seinem ziegenledernen Rucksack. Die Reise über den Lukmanierpass hat ihn durstig gemacht. Dummerweise hat sein Pferd kurz vor der Passhöhe ein Hufeisen verloren. Und ihm selbst tun vom ganzen Getrotte die Beine weh. Ein Fuss muss wundgelaufen sein, er spürt einen brennenden Schmerz.

Trotzdem geniesst er den grossartigen Ausblick. Zu seinen Füessen liegt der Weiler Mompé Medel, auf der anderen Seite des Tals Mompé Tujetsch, in der Talebene sieht man die Häuser von Disentis mit seinen Dorfschaften. Pompös prangt das Kloster am Rand des Dorfs unter dem Wald. Von Weitem erkennt er, auf der linken Seite des Rheins, Clavadi und Sogn Benedetg, Sumvitg, seinen Geburtsort, und die Weiler Caprau und Cavardiras kann er von hier aus nicht sehen.

Er langt in seine Manteltasche. Ja, der Brief ist noch da. Ein Brief, der an Zank und Streitereien erinnert, wie er sie in der Cadi immer wieder hatte, Streitereien auch mit Abt Adalbert II. de Medell.

Jahre dauert das jetzt schon an – wie ein Geschwür, das von Zeit zu Zeit aufbricht und Eiter herausfliessen lässt. Der einstige Landrichter schüttelt den Kopf, holt tief Luft, schnaubt. Ist er wirklich so verdrossen und verbittert geworden? Vielleicht, weil die Streitereien in den letzten Jahren

an Heftigkeit zugenommen haben? Es schlägt ihm jedenfalls immer mehr auf den Magen. Früher hat er diesen Auseinandersetzungen kaum Beachtung geschenkt, sie ignoriert oder für seine Interessen gekämpft, ohne nach rechts und links zu schauen. Aber er ist älter geworden, und am liebsten würde er all die Konflikte vergessen, nicht nur jene mit dem Abt, auch jene mit den Edelleuten der Cadi, den de Medell und de Castelberg.

Clau Maissen erinnert sich an die ersten Händel mit Conradin de Castelberg, Verwandter des regierenden Abts und eine der bekanntesten, mächtigsten Persönlichkeiten im Grauen Bund. Siebenmal war Conradin de Castelberg Landrichter gewesen, so oft wie kein zweiter. Und noch anderes mehr. Als Landammann geriet Clau mit Conradin, der damals Landrichter war, in Streit. De Castelberg und die Franzosenfreunde forderten eine Allianz der Katholiken im Gebiet der Drei Bünde mit Frankreich. Maissen aber und der Dekan des Bistums Chur, Mattias Sgier, konnten die katholischen Gerichtsgemeinden davon überzeugen, Spanien treu zu bleiben.

Er muss zugeben: Das Trinkgeld, das in Form von Dukaten aus Madrid kommt, ist keine Kleinigkeit!

Allerdings handelte er sich dafür gewaltige Auseinandersetzungen mit Conradin de Castelberg ein, oder auch mit dem anderen Conradin, Conradin de Medell. Die Abneigung ist bis zum heutigen Tag geblieben. Clau Maissen vermutet, dass seine Feinde früher oder später auf Rache sinnen. Trotzdem befriedigt es ihn, dass er seinen Gegnern so manches Mal ein Bein stellen konnte. Er speit den Priem, den er im Mund hat, ins Gebüsch.

Wieder spürt er die Kopfschmerzen, die ihn schon plagten, seit er von Sondrio aus in Richtung Cadi aufgebrochen ist. Ausserdem tut ihm der Rücken weh. Trotzdem: Er muss einmal mehr lächeln, wenn er an seine Gegner denkt. Was auch

sie – wenigstens ein bisschen – schmerzen muss: Er hat sich ebenfalls hochgearbeitet und Karriere gemacht. Siebenmal Landammann der Cadi und dreimal Landrichter, bis jetzt.

Und schliesslich: Nur Taugenichtse waren seine Vorfahren aus Sumvitg nicht, konnten sie sich auch nicht mit Namen wie von Planta, von Salis oder de Mont schmücken. Die Söhne dieser Familien machen – wie sein Freund Mattias Sgier es auszudrücken pflegt – schon in der Wiege die ersten Schritte hin zu hohen Staatsämtern und zu wichtigen Pforten in der Kirche.

Immerhin – sein Vater war Statthalter von Sumvitg und Säckelmeister der Gerichtsgemeinde gewesen, hatte also auch zu den Würdenträgern der Cadi gehört. Seine Mutter war zur ersten Priorin der Rosenkranz-Bruderschaft von Sumvitg gewählt worden. Und auch seine Frau ist Schwester dieser Vereinigung.

Aber was hat es mit diesem Brief auf sich? Wer weiss, ob nicht Abt und Landammann wieder einen Grund gefunden haben, etwas gegen ihn zu unternehmen? Vielleicht, weil er – anders, als die katholische Partei es gewollt hätte – die Protestanten im Grauen Bund nicht mit aller Vehemenz bekämpft hatte, als er Landrichter war? Hätte er damit drohen müssen, alle Protestanten mit Haut und Haaren zur Hölle zu schicken? Weil sie darauf bestanden hatten, sämtliche Kapuziner müssten aus Tomils verschwinden? Diese reformierte Gemeinde brauche keine katholischen Missionare! Doch die Protestanten hatten noch mehr gefordert: Die Kapuziner müssten auch Bivio, Vaz und Sevgein verlassen. Er hielt es für eine unglaubliche Frechheit, so etwas zu verlangen. Und wehrte sich dagegen nach bestem Wissen und Können.

Es war eine verzwickte Sache. Die Katholiken konnten es sich nicht erlauben, die Protestanten zu provozieren. Denn die waren bestens mit Waffen ausgestattet und gerüstet für eine mögliche Auseinandersetzung. Den meisten war nicht bewusst, wie ernst und kritisch die Lage war. Was hatte Nun-